



Helge-Ulrike Hyams

Denk ich an  
**Moria**

Ein Winter auf Lesbos

BERENBERG

*Für Marwa*

Einleitung \	7
Yannis Behrakis \	12
Volunteers \	15
Griechen \	21
One Happy Family \	29
Singles \	36
Lidl \	40
Babel \	43
NGOs auf Lesbos \	47
Meer \	53
Busfahrer \	57
Exkremente \	62
Zum Beispiel Afghanistan \	65
Häkeln \	69
Husten \	74
Gier \	77
Kafenion \	81
Kinder \	83
Fluchtwege \	89
Gang \	93
Ali Baba \	96

Essen \	100
Müll \	104
Resilienz \	108
Deutschland als Traumziel \	112
Lager \	115
Besucher \	120
Olivenhaine \	123
Regen \	127
Warten \	130
Suizid \	133
Tanzen \	137
Handys \	140
Trauma \	143
Marwa \	147
Warum Moria brannte \	152
Dank \	159

## Einleitung

Moria: Das ist ein verschlafenes Dorf nahe der Ostküste der griechischen Insel Lesbos. Etwa tausend Menschen leben hier, man kann die Überreste eines römischen Aquäduktes besuchen und durch die Olivenhaine streifen. Auf der anderen Seite des Meeres liegt die Türkei – an manchen Tagen erscheint sie zum Greifen nah.

Moria: Das war auch jener biblische Ort, an dem Abraham von Gott seiner schwersten Prüfung unterzogen wurde. Er sollte seinen Sohn Isaak opfern. Im letzten Moment verweilte Gott selbst das Opfer und ersetzte das Kind durch einen Widder. Es ist eine atemberaubende Geschichte, die von der Abkehr vom Menschenopfer erzählt.

Doch das Moria, das uns heute in den Sinn kommt, ist etwas ganz anderes: Es ist das Flüchtlingslager, das zum Symbol geworden ist. Zum Symbol für alles, was in der Flüchtlingspolitik der vergangenen Jahre falsch gelaufen ist. Es steht für Versagen, Elend, für Leid und Ausweglosigkeit.

Seit Jahren schon verfolgen die Medien, was sich in Moria tut – und was nicht. Und seit Jahren beobachtete ich die Situation aus der Distanz – ahnend, dass die Realität von Moria eine andere sein musste als die medial vermittelte. Ich bin

deshalb im Herbst 2019 nach Moria gefahren, um selber zu schauen und mir mein eigenes Urteil zu bilden. Die Reise nach Lesbos, die zehn Monate auf der Insel haben meine Vermutung bestätigt: Welten liegen zwischen den Zeitungsberichten und der Realität von Moria.

So habe ich meinen Bericht über Moria verfasst, der vor allem eins ist: stark subjektiv. Er ist das Ergebnis meiner persönlichen Erfahrungen, die ich auf Lesbos machen durfte. Ich versuche hier, Moria in all seinen Widersprüchen zu beschreiben. Denn tatsächlich war Moria trotz allen Elends nicht nur ein Ort des Schreckens, sondern extrem vielschichtig und voller Facetten.

Hier kamen Menschen zusammen, die sich ohne die Existenz des Lagers niemals begegnet wären. Mir geht es darum, dieses eigenartige Geflecht aufzuspüren und mit meinen Mitteln zu dokumentieren.

Die Akteure waren vor allem drei Gruppen: erstens die Flüchtlinge selbst, die in ihrer Heterogenität eigentlich nur eins gemeinsam hatten – den Flüchtlingsstatus und das Schicksal, in Moria festzuhängen. Zweitens waren da die griechischen Nachbarn der Lagerbewohner, die ohne eigenes Zutun zu Gastgebern geworden waren. Das Dorf Moria war nur eineinhalb, die Hauptstadt Mytilini etwa zwölf Kilometer entfernt. Die regelmäßig läutenden Kirchenglocken markierten die christliche Prägung der Insel. Griechische Beamte, Polizisten und Soldaten waren verantwortlich und auf der Insel allgegenwärtig.

Die dritte Gruppe waren die Nichtregierungsorganisationen. Neben der griechischen Regierung und dem UN-Flücht-

lingskommissariat UNHCR waren sie es, die den Hauptanteil der Unterstützung, der Versorgung mit Nahrung, Kleidung, Bildung und ärztlichen Diensten gewährleisteten. Sie empfangen die Geflüchteten, die mit ihren Schlauchbooten an Land schwemmten. Sie hieften sie aus dem Wasser, versorgten sie mit Kleidern und Decken und reichten ihnen den ersten Tee. Und sie waren innerhalb und außerhalb des Lagers im Dauereinsatz.

Mit den Flüchtlingen, den Inselbewohnern und den meist internationalen Freiwilligen ergab sich also ein Geflecht, das von den unterschiedlichsten Bedürfnissen und Absichten geprägt war. Kein Wunder, dass Moria auch ein extrem fruchtbarer Boden für Gerüchte aller Art war. Dichtung und Wahrheit wurden ständig vermischt. Jeder hatte jedem irgendetwas Wichtiges mitzuteilen, doch woher die Nachrichten stammten, war nur selten nachvollziehbar. Zudem gab es das Gewirr der vielen Sprachen, oftmals einem babylonischen Sprachwirrwarr gleichend.

So kam es, dass die tiefsten Wahrnehmungen meiner Zeit auf Lesbos gar nicht sprachlicher, sondern eher sinnlicher Art waren: Ich sah Gesichter, Zelte, Sterne, Essensschlangen, Latrinen, Müll, das Meer. Ich hörte Kindergeschrei, Hundengebell, Polizeisirenen, Weinen und manchmal Musik. Ich roch Meeresluft, Desinfektionsmittel, Uringestank und Feuerrauch.

Dass sich das Leben auf Lesbos so schwer vermitteln lässt, war für viele Freiwillige besonders nach ihrer Rückkehr in die Heimat ein Problem: Immer wieder erfuhr ich, dass die Zu-

rückgekehrten Schwierigkeiten hatten, den Freunden und Familien das auf Lesbos Erlebte zu schildern.

Wie erzählen von den abrupten Stimmungswechseln, denen man in Moria ausgesetzt war? Wie von den schlaflosen Nächten? Von der Dauer-Übermüdung? Von der Scham, abends in ein warmes Bett zu kriechen, im Wissen, dass die Migranten zur selben Zeit in ihren Zelten froren? Von der Wut über die eigene Ohnmacht, mit der man täglich konfrontiert war? Wie all das sprachlich vermitteln, ohne pathetisch oder wehleidig zu klingen? Meine Weise, damit umzugehen, liegt in dem Versuch, Beobachtungen niederzuschreiben und ein fragmentarisches Zeugnis abzulegen.

Kein Zweifel: Moria mit seinen zeitweise mehr als zwanzigtausend Bewohnern war ein Elendsquartier. Es trifft zu, dass es, wie manche Bewohner es selbst artikulierten, die Hölle war. Und dennoch: Über einen längeren Zeitraum existierte es als solches. Um mit Hannah Arendt zu sprechen, war die Hölle aber »keine religiöse Vorstellung und kein Phantasiegebilde, sondern so wirklich wie Häuser, Steine und Bäume«. Die Hölle war Realität.

Und sie funktionierte ganz real. Hohe Besucher kamen, staunten, rangen um Worte und gingen wieder. Jeder der direkt oder indirekt Beteiligten, die Politiker in Brüssel und Athen, die Mitarbeiter des Weltflüchtlingswerkes, die Bewohner der Insel Lesbos, die international rekrutierten Volunteers und am Ende die Geflüchteten selbst: Jeder trug aktiv oder passiv seinen Teil dazu bei, dass sich dieses System über fünf Jahre erhalten konnte.

Am Ende ist Moria gescheitert. Es hat des großen Feuers bedurft, dass das Lager vernichtet wurde. Aber darüber spreche ich am Ende des Buches.

*Noch eine Anmerkung:*

*Ich bin mir bewusst, dass viele Menschen um die richtigen Begriffe zur Bezeichnung der Migranten ringen. Aber alle Bezeichnungen für Flucht und für Menschen auf der Flucht sind wandelbar und angreifbar. Oder, um es mit dem Schauspieler Roberto Benigni zu sagen: »Jedes Mal, wenn man etwas schreibt, geschieht ein Verrat.« Deshalb und im Bemühen um einen flüssigen Sprachstil werde ich zwischen den Begriffen wechseln und von Flüchtlingen, Migranten, Geflüchteten und Asylsuchenden sprechen. Obwohl es mir eigentlich am liebsten wäre, wenn all diese Begriffe ganz hinfällig wären.*

## Yannis Behrakis

*»Ich fotografiere mit den Augen meiner Seele.«*

Yannis Behrakis

Alles begann mit Yannis Behrakis. Genauer – mit seinem Weinen. Am 9. Oktober 2016 saß ich gemeinsam mit rund tausend Menschen in dem Festzelt in Bayeux in der Normandie, wo das alljährliche Festival für Kriegsreporter abgehalten wurde. Zwei Auszeichnungen gingen an den griechischen Fotografen Yannis Behrakis. Von ihm stammen die ersten Fotos der vor Lesbos gestrandeten Flüchtlingsboote. Wir sahen seine Bilder auf dem großen Bildschirm und glaubten, selbst dabei gewesen zu sein. Behrakis erzählte später, dass er anfangs noch Scheu hatte, in diesen Momenten zur Kamera zu greifen. Aber er tat es doch, er wollte den Menschen klarmachen, dass sie sich niemals ausreden könnten, von dem Unheil auf Lesbos, Samos und Chios nicht gewusst zu haben.

Als Yannis Behrakis an jenem Samstagabend in Bayeux seine Preise überreicht bekam, kämpfte er mit den Tränen – minutenlang. Seine Emotionen, die er während seiner vielen Berufsjahre zu unterdrücken gelernt hatte, holten ihn jetzt

ein. Und ich hatte den Eindruck, alle Menschen im Zelt weinten mit ihm.

Weinen, das zeigt das Beispiel des griechischen Fotografen, ereignet sich eher selten im Moment des dramatischen Geschehens selbst. Der Moment der Gefahr, der akuten Not erfordert konzentrierte Wachsamkeit, Reaktionsfähigkeit, das Adrenalin steigt. Für Tränen ist kein Platz. Erst später beginnen sie zu laufen – und manchmal kommen sie so unerwartet wie an diesem Abend im Festzelt.

Auf der Bühne sprach Behrakis erstmals öffentlich über seine innere Betroffenheit als Fotograf: Er selbst hätte jener Vater sein können, der da sein Kind in eine Plastikplane eingehüllt trägt. Er selbst hatte eine Tochter von zehn Jahren. Und er sprach von seiner Großmutter, die 1922 im Zuge der kleinasiatischen Katastrophe aus Smyrna geflüchtet war und über Griechenland bis nach Marseille kam.

Längst wissen wir, vor allem aus der Holocaust-Forschung, dass Emigration, Entwurzelung und Sprachverlust sich traumatisierend auf mehrere Folgegenerationen auswirken können. Die dadurch verursachte Erschütterung wird als solche noch empfunden von Enkeln und Urenkeln.

An diesem Abend im Oktober wusste ich, dass ich nach Lesbos fahren würde. Ich wollte selber sehen und begreifen.

In meinem Winter auf Lesbos erlebte ich unendliche Traurigkeit, viele spürbar leidende Menschen. Aber erstaunlich selten sah ich sie laut jammern und weinen. Ich vermutete, dass Stolz und Würde sie davon abhielten. Dabei haben wir nicht die geringste Ahnung, wie viele Tränen abends und

nachts und selbst tagsüber verborgen hinter den Zelt- und Containerwänden flossen.

Wenn ich abends im Dunkeln an der Fähre stand, wenn ich sah, wie die Menschen sich versammelten – für sie meist völlig unklar, wohin es ging, denn es war nur wieder eine unter vielen Etappen –, musste ich selbst oft weinen.

Nur einmal – ebenfalls am Hafen, unmittelbar vor dem Auslaufen der Nachtfähre – war da ein großes Strahlen: Ich erkannte eine syrische Familie wieder, die oft zu uns in das Gemeinschaftszentrum von *One Happy Family* gekommen war. Vater, Mutter, zwei Jungen und ein kleines Mädchen. Das kleine Mädchen trug eine glitzernde Krone in seinem Haar. Wie eine Prinzessin. Wer hatte ihr dieses Schmuckstück aufgesetzt an diesem windigen Abend, wo sich alle anderen mit Kapuzen schützten? Ein Zeichen vom Himmel.

Hätte Yannis Behrakis das Mädchen entdeckt, hätte er den Kronen-Zauber ganz sicher mit seiner Kamera eingefangen und für alle Ewigkeit bewahrt.

Leseprobe aus:

Helge-Ulrike Hyams  
**Denk ich an Moria**  
Ein Winter auf Lesbos

160 Seiten · Klappenbroschur · 120 x 183 mm

© 2021 Berenberg Verlag GmbH, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Antje Haack | [www.lichten.com](http://www.lichten.com)

Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Zimmermanns

Einbandillustration: Antje Haack

Printed in Germany

ISBN 978-3-946334-94-1

Auch als E-Book:

eISBN 978-3-949203-01-5



BERENBERG